



SCHICKSALE EINER SEELE

HEDWIG DOHM

Aber ach, vom Entschluß zur That war noch ein weiter Weg. Ich hatte mir das »Muttersagen« nicht so schwer gedacht. Ich wollte nämlich gar nicht erst Mama, sondern gleich Mutter sagen. Das gefiel mir besser. In keinem meiner Märchen oder Träume gab es Mama's.

Tagelang, wochenlang kämpfte ich mit meiner Schüchternheit und einer herzbeklemmenden Angst, die mich jedesmal überfiel, wenn ich einen Anlauf zu der heroischen That nahm, und ich hätte sicher den Mut dazu verloren, wenn das Kindermädchen nicht auf ihren Schein bestanden hätte.

Sobald ich in dieser Zeit meine Mutter nur zu Gesicht bekam, stieg mir alles Blut ins Gesicht. Im Garten stellte ich Vorübungen an: »Mutter! liebe Mutter!« und es klang so zärtlich, so überwältigend, es rührte mich tief.

Inzwischen phantasirte ich wieder eine bewegliche Geschichte zusammen, über das, was nach vollbrachter That geschehen würde. Zuerst würde die Mutter, sobald das inhaltsschwere Wort gefallen, wie von einem elektrischen Schlag getroffen, sprachlos dastehen. Dann würde sie in Thränen ausbrechen, mich in ihre Arme pressen und mit Liebkosungen überschütten. Und von dem Augenblick an war ich ihr erklärter Liebling. Ich würde eine Mutter haben, eine Mutter! mein Herz jauchzte.

An einem Nachmittag mußte der verwegene Plan ins Werk gesetzt werden. Vormittags, da war die Mama ja nicht angezogen und schlechter Laune und ganz Wirthschaftsdrachen.

Die ersten Anläufe, die ich in einer Aufregung nahm als handle es sich um Tod und Leben, verliefen resultatlos. Einmal traf ich Alice bei ihr. Ein ander mal fuhr sie mich gleich, als ich eintrat, unsanft an. Endlich kam ein günstiger Moment. Sie war im Schlafzimmer bei dem kleinen Brüderchen, und ich hörte sie mit ihrer hellen Stimme eines ihrer hübschen Lieder singen: »Brüderlein fein, Brüderlein fein, ach es muß geschieden sein.« So lange meine Mutter sang, vergaß ich das Stiefmütterliche in ihr. Und nun wußte ich auch einen Vorwand um einzutreten.

Ich begreife heute noch nicht, daß sie nicht an meinem glühenden Gesicht, an meiner bebenden Stimme merkte, daß etwas Außerordentliches geschehen sollte.

»Mama«, sagte ich mit fliegendem Athem (ganz gegen meinen Vorsatz hatte ich das Wort »Mutter« nun doch nicht über die Lippen gebracht) »Mama soll ich nicht Fritzchen wiegen?« Eine Bergelast fiel mir von der Brust. Es war vollbracht.

»Komm in einer halben Stunde wieder« sagte meine Mutter nicht unfreundlich, aber ganz gleichgültig. Sie spielte mit dem Kinde weiter. Ich stand noch ein paar Minuten und wartete – wartete! Es mußte doch etwas geschehen! es mußte doch.

Als sie sich nach einiger Zeit umwendete, und mich noch immer dastehen sah, sagte sie schon etwas schärfer: »Aber so geh doch« –

»Ja Mama.« Und ich ging langsam, ganz langsam, zögernd hinaus, immer noch hoffend – immer noch hoffend!

Nichts geschah. Nichts. O Gott, meine Mutter hatte es gar nicht bemerkt, daß ich nie Mama zu ihr gesagt und sie hatte auch jetzt nicht bemerkt, daß ich es that.

Ich legte diese tiefe, bitterste Enttäuschung zu den übrigen und weinte mich am Halse des Kindermädchens aus.

Seitdem habe ich oft Mama gesagt, aber ohne Hoffnung und Erregung.

Wie wenige Eltern wissen etwas von der Psyche ihrer Kinder. Wer hat sich je um das, was in mir vorging, gekümmert? Weil ich verblödet war, mußte ich dumm sein. Meine Wortkargheit war Trotz. Mein Fernstehen von den Geschwistern – Herzlosigkeit. Die Mama war ja selbst in ihrer Jugend von ihrer Mutter tüchtig geknufft worden, und sie hatte sich nichts daraus gemacht, und nicht im entferntesten daran gedacht es ihr nachzutragen.

Unsere Großmutter. Wie sich meine Eltern dieser Großmutter gegenüber verhielten, ist auch eine Illustration zu ihrer naiven, culturfremden Art und Weise.

Die Mutter meiner Mutter, eine sehr einfache arme Frau, bewohnte im Norden Berlins vier Treppen hoch, ein kleines Stübchen, Sie webte und strickte für Geld. Der Zuschuß, den sie von meinen Eltern erhielt – zehn Thaler monatlich – reichte nicht ganz für ihre Existenz aus.

Sie war ein kleines, behäbiges, runzliches Altchen mit freundlichen blauen Augen und einer schwarzen Hornbrille.

Meine Mutter hatte ihr ein schönes Kleid geschenkt von blaugrüner Changeant-Seide. Das blieb aber bei uns im Schrank hängen, und wenn sie uns besuchte – es geschah alle vier Wochen – so zog sie das dürftige Wollenkleid, mit dem sie kam, aus, und das seidene an, und wenn sie ging fand ein abermaliger Kleideraustausch statt. Ebenso wurde es mit einer stattlichen Haube gehalten.

Großmutter saß bei uns den ganzen Tag strickend, und behaglich auf einem Lehnstuhl, und Mittags gab es jedes Mal Gänsebraten, weil sie den so gern aß, und Abends wurde ihr das Gerippe von der Gans mit einem Töpfchen Gänseschmalz in einem Korbe mitgegeben, weil sie das zu gern aß. Und sie freute sich so über das Gerippe, besonders wenn noch viel

daran war.

Einmal im Jahr, zu ihrem Geburtstag im Dezember, besuchte meine Mutter sie und nahm uns ältere Kinder mit. Wir freuten uns immer sehr auf diesen Ausflug, einmal weil unser Weg uns über den Weihnachtsmarkt führte, und dann – es war eine so neue, fremde Welt für uns, das Stübchen in der entlegenen Gegend mit dem Blick auf irgend einen verwilderten Garten, und die Hühnerstiege, die hinaufführte. Es war ein richtiges Abenteuer. Und riesig nett war der große schwarze Kachelofen und die Bunzlauerkanne mit dem heißen Kaffee, der für uns in der Röhre bereit stand. Und der Webstuhl!

Wir brachten immer einen großen, eigebackenen Napfkuchen mit, und ohne den kleinsten Skrupel aßen wir selber diesen Kuchen bis auf das letzte Krümchen zum Kaffee auf. Heute noch könnte ich darüber weinen, wie wehmüthig nach unserm Fortgehen, die alte Frau auf den leeren Teller geblickt haben mag.

Du mußt nun nicht etwa glauben, daß meine Eltern aus Geiz oder Hartherzigkeit das Altchen in so dürftiger Lage ließen. Meine Mutter gab sogar sehr gern. Ich bin überzeugt, sie glaubten vollauf ihrer Pflicht zu genügen. Hätte die alte Frau mehr verlangt, sie würden es ihr sicher gegeben haben. Und die Großmutter selbst habe ich nie anders als heiter und rosig gesehen, dankbar für das kleinste Geschenk und völlig zufrieden mit ihrem Schicksal.

Von der Zeit an, wo ich fließend lesen konnte, las ich mit Leidenschaft. Ich verschlang jedes Buch, dessen ich habhaft werden konnte, gleichviel ob Schauerroman und Räubergeschichte, ob Schiller oder Goethe, ob eine Nieritz'sche Erzählung für die Jugend, oder ein lüsterner Liebesroman. Leider befanden sich im Bücherschrank Wieland's Werke. Ich glaube ich habe die meisten davon vor meinem elften Jahr gelesen.

Daß ich dieser Leidenschaft nur verstohlenerweise nachgehen durfte, steigerte sie ins Krankhafte.

Mit völligem Unverstand hatte mir meine Mutter das Lesen ein für allemal verboten, wahrscheinlich nur, weil es mir Freude machte. Ein erzieherischer Gedanke hat bei dem Verbot nicht mitgewirkt.

Von Erziehung hatte die Mutter keinen andern Begriff, als daß die Kinder für begangene Unarten abzuprügeln seien, je nach der Schwere der Unart mit leichten Streichen bis zu einer herzhaften Rohrstock-Exekution.

Wenn meine Eltern, was nicht allzuoft geschah, Sonntags in's Theater gingen, freute ich mich unsinnig darüber. Unvergessen bleibt mir einer dieser Abende. Ich hatte ein Buch angefangen, ein himmlisches. Es hieß »Veronika oder der Blutschleier«. Wahrscheinlich stammte es von einem unsrer Dienstmädchen. Den Inhalt hab ich vergessen. Dem Titel

nach muß es etwas ganz blutrünstig mysteriöses gewesen sein.

In erwartungsvollem Entzücken schlug mein Herz, als meine Eltern sich zum Ausgang rüsteten. Kaum hatte die Thür sich hinter ihnen geschlossen, so stürzte ich auf das Buch, jedes Wort mit grenzenloser Gier verschlingend. Ich sah nichts, ich hörte nichts, ich empfand nicht die Flucht der Stunden, bis ich plötzlich mit einem Schrei aufsprang. Jemand hatte mir das Buch aus der Hand gerissen, und schlug es mir um die Ohren: meine Mutter.

Ich habe das Buch gesucht, tagelang, wochenlang, mit dem Heißhunger einer Verschmachtenden. Es blieb verschwunden. Lange, lange hat der Gram um Veronika mit dem Blutschleier an mir genagt, bis allmählich andere Bücher die Erinnerung an den Blutschleier verdrängten.

Im Wohnzimmer stand der mit Glastüren versehene Bücherschrank, auch ein Erbstück vom Großvater; meine Eltern hätten sich schwerlich jemals Bücher angeschafft. Gewöhnlich war der Schrank verschlossen. Eines Tages aber hatte man den Schlüssel stecken lassen. Durch die Thüren hatte ich längst die Titel der Bücher gelesen. Zwölf Bände, in blauen Pappdeckeln geheftet, hatten meine Neugierde gereizt: »Tausend und eine Nacht.« Es waren die Originalmärchen, nicht eine für die Ingend bearbeitete Ausgabe. Ich nahm eins der Bücher heraus, zog den Schlüssel ab, und versteckte ihn, ebenso erfolgreich wie das Buch selbst. Das Abenteuer mit Veronika hatte mich gewitzigt.

Ich las drauf los, in den Zwischenstunden in der Schule, im Haus, im Garten, sobald ich nur vor den Argusaugen meiner Mutter sicher zu sein glaubte. Die Kindermädchen, die mich immer gern hatten, leisteten mir Vorschub dabei.

Mehr und mehr versank die wirkliche Welt vor mir. Und das war die Zeit, wo ich mit Ungeduld darauf wartete, daß man mich zum Wiegen der kleinen Geschwister rufen sollte.

Lesen konnte ich da freilich nicht, aber schwelgen im Nachgefühl der süßen Märchen voll schimmernder Pracht, und Variationen dazu konnte ich ersinnen.

Ich trug die Nachtlampe ins Nebenzimmer, so daß es im Schlafzimmer geheimnißvoll schummrig wurde, und nur der Laternenschein von der Straße her zitternde Schatten an Decken und Wände malte.

Es ist ein Instinkt der menschlichen Natur den Schmerz abzustoßen. Ich suchte und fand das Heilmittel in meiner Einbildungskraft, eine glühende, blühende, nie rastende, immer schaffende. Je rauher die Wirklichkeit, je intensiver je leidenschaftlicher meine Träume. Sie saugten meine ohnedies schwache Willenskraft ganz auf. Ich wurde lässig, träge. Ich konnte stundenlang auf dem Rücken liegen, zur Zimmerdecke emporstarrend, am liebsten im Dunkeln. Im Sommer, wenn wir Kinder zum Zubettgehen gerufen wurden, versteckte

ich mich, und lag dann auf einer Gartenbank, unter dem Sternenhimmel, träumend – träumend – träumend!

Ich habe vor einiger Zeit einen englischen Roman gelesen, in dem, vermittelt eines Zaubertrank's, ein und derselbe Mensch in zweierlei Gestalt auf Erden wandelt: als kleiner, krüppelhafter Bösewicht und als schöner, edelgesinnter Jüngling. So bestand ich eigentlich auch aus zwei Hälften. Mit dem Zaubertrank der Traumwelt war ich ein wundervolles Geschöpf, ohne den Trank ein armseliges Aschenputtel, das Erbsen lesen mußte – unter Thränen.

Vor allen Lebendigen, Menschen und Thieren, hatte ich Scheu und Furcht. Nie vor Naturvorgängen, auch vor den wildesten nicht. Ich liebte den Sturm, der durch die Bäume rauscht und rast, Donner und Blitz liebte ich und Wolkenbrüche und blutrothe Sonnenuntergänge. Das waren ja Märchen in Bildern, in Tönen, in Farben.

Ich liebte aber auch den Mond, ihn vor allem. Mit dem hatte ich ein intimes Verhältniß. Oft wenn er schien, stand ich auf aus dem Bett, um zu schauen, wie er so eilig, eilig durch die Wolken dahinfuhr, Wolken, die als formlose phantastische Ungeheuer sich über ihn hinwälzten; und wenn er dann aus all dem wilden Spuk in großer, stiller Silberpracht wieder emportauchte, war ich förmlich stolz auf meinen lieben Mond.

Ich wäre so sehr gern mondsüchtig gewesen. Entzückend dachte ich es mir, ganz triefend von Mondlicht mit geschlossenen Augen, über die Dächer, in einem langen weißen Nachthemd mit himmelblau seidenen Bändern, hinzugleiten.

Keine Hoffnung. Ich war kerngesund. Nur traumtrunken. Es gab Tage wo ich gar nicht nüchtern wurde.

Ich versuchte auch ab und zu meinen Traumgeschichten Form und Gestalt zu geben. Im Garten wußte ich ein verstecktes Plätzchen mit Bank und Tisch. Dahin trug ich Blumen, Gräser, Steine und Sand. Aus Sand und Steinen baute ich eine Burg, um die ich von Buchsbaum eine Mauer pflanzte. Drinnen hauste ein böser Zauberer, (eine haarige Distel) der hielt ein Königskind, die Prinzessin Vergißmeinnicht, gefangen. Zwei Hofdamen, Nelke und Tulpe, bewachten sie. Um die Burg herum grub ich einen Graben, den ich mit Wasser füllte. Im Wasser schwamm eine ausgehöhlte Kastanie, das war der Nachen. Im Nachen saß Prinz Rittersporn. Der wollte das Königskind befreien. Aus Gräsern hatte ich ein Leiterchen geflochten. Auf dem Leiterchen stieg kühnlich, nächtlicherweile, der Prinz hinauf zum Schloß am Meer, und leis und süß in der Nacht sang er ein lockend Lied.

Und schon wollte das Prinzeßchen in seine Arme fliegen, da erschienen die Hofdamen mit dem bösen Zauberer, und der Zauberer berührte den Prinzen mit seinem Stab, und der Prinz rief: wehe! wehe! und stürzte hinab und ertrank. Und Prinzeßchen Vergißmeinnicht klomm